Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 18

Artikel: Der Todeskandidat

Autor: Croziére, Alphonse

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638123

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Todeskandidat.

Humoreske von Alphonse Croziére.

An jenem Morgen überreichte Frau Crampe, die Portierfrau des Herrn Rupe, ihm einen auf der Maschine geschriebenen Brief, der folgendermaßen abgefaßt war:

„Euer Wohlgeboren!
Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß Sie nur noch acht Tage zu leben haben."

Ein Totenkopf und zwei durch einen Kautschukstempel blau überdruckte Schläfenbeine, die die Unterschrift vertraten, versetzten Herrn Rupe in eine ungeheure Erregung.

„Was ist denn das für ein Bursche, und woher weiß er so genau, daß mich nur noch acht Tage von meinem Hinscheiden trennen? Ist es das Werk eines Witzbolds oder eines Banditen? Ich habe doch keinen Feind, und der erste April ist vorüber. Sollte es sich um den Versuch irgend einer „Schwarzen Hand" handeln, um mich einzuschüchtern, so wird zweifellos morgen ein Brief kommen und mir die Bedingungen angeben, unter denen ich ein längeres Leben erhoffen kann."

Am folgenden Morgen empfing Herr Rupe ein Sendschreiben, das noch lakonischer war als das erste:

„Euer Wohlgeboren!
„Sie haben nur noch sieben Tage zu leben."

„Und das ist alles!" rief er. „Ich hätte doch gerne eine Erläuterung dazu gehabt. Alle Wetter, wer ist denn dieser lästige Anonymus, der sich nicht damit zufrieden gibt, mich zu beunruhigen und mir auch noch die Tage meines Daseins mit einem Geize abmißt, der mich zur Verzweiflung bringt. Das kann nett werden, wenn das so weiter geht!"

Als Frau Crampe am dritten Tage ihrem Mieter die Post überreichte, meinte sie:

„Wie blaß Sie sind, Herr Rupe. Fehlt Ihnen etwas?"

„Sehe ich wirklich so blaß aus?"

„Sie sind doch nicht etwa krank?"

„Ach was, ich habe schlecht geschlafen, nichts weiter."

Und seine Augen hefteten sich auf einen der beiden Umschläge, die Frau Crampe in der Hand hielt. Er dachte:

„Werde ich endlich etwas erfahren? Oh, dieses schreckliche Fragezeichen, das in meinem armen Gehirn phantastische Ausmaße annimmt."

„Euer Wohlgeboren!
Sie haben nur noch sechs Tage zu leben."

Herr Rupe erstickte vor Wut.

„Und da soll man nicht rasend werden... Ich möchte sechs Tage weiter sein und möchte es doch nicht sein. Was soll ich tun? Meine Nöte der Polizei anvertrauen? Ich weiß wohl, was man mir antworten wird: Warten Sie ab. Das weiß ich schließlich allein, aber unterdessen leide ich an Sinnestäuschungen. Heute Nacht habe ich mich erschreckt aufgerichtet, meinen Puls gefühlt und zu mir gesagt: Gott sei gelobt, er schlägt noch! Nur ein Edgar Allan Poe könnte meine Aengste näher beschreiben. Ach, wenn ich mein trautes Heim nicht so liebte, dann würde ich sofort meine Siebensachen zusammenpacken und mich aus dem Staube machen; aber mir graut vor einem Umzug. Und doch sieht es ganz so aus, als ob ich in sechs Tagen zwangsweise umziehen muß. Nein, nein, ich will lieber gar nicht daran denken."

Am vierten Tage hörte Herr Rupe, wie Frau Crampe halblaut zu seinem Nachbar auf dem Flur sagte:

„Ich glaube, bei dem Junggesellen da drüben stimmt etwas nicht. Er ist wie umgewandelt."

Und als die Portierfrau klopfte, rührte sich Herr Rupe nicht. Frau Crampe schob die Post unter der Tür durch.

Fiebernd riß der Aermste den Umschlag auf. Es waren wiederum die zwei auf der Maschine geschriebenen Zeilen:

„Euer Wohlgeboren!
Sie haben nur noch fünf Tage zu leben."

„Nein, nein", brüllte Herr Rupe und raste wie ein Wahnsinniger durch das Zimmer. „Das heißt nicht fünf Tage leben, das heißt fünf Tage unter den grausamsten seelischen Qualen dahinsiechen. Meine Lage ist schlimmer als die eines zum Tode verurteilten. Der kann wenigstens bis zum letzten Augenblick auf Begnadigung hoffen."

Am gleichen Tage begab sich Herr Rupe zu einer Hellseherin, die ihm verkündete, er würde eine blendende Partie machen.

„Aber", fragte er, „sehen Sie denn keinen Feind, der mir nach dem Leben trachtet und mich zugrunde richten möchte?"

„Ich sehe nur Leute, die Sie gerne haben", erwiderte die Hellseherin.

„Sie beruhigen mich. Was schulde ich Ihnen?"

„Fünfzig Francs."

Herr Rupe zahlte und ging fort.

„Hat mir diese Frau die Wahrheit, die ganze Wahrheit gesagt? Darüber habe ich noch meine Zweifel. Wenn ich noch zu einer Kartenschlägerin ginge? Doppelt hält besser."

Die Kartenschlägerin verkündete ihm, daß er sich nicht verheiraten, aber eine schöne Erbschaft antreten würde.

Herr Rupe ging fort und brummte dabei:

„Was hab' ich davon, wenn ich in fünf Tagen der Welt Lebewohl sagen muß? Also, die eine verspricht mir eine hübsche Partie, die andere versichert mir, ich würde mein Leben lang Junggeselle bleiben. Welche von beiden hat nun recht? Wenn ich noch eine Wahrsagerin befragte?"

Herr Rupe kannte eine Frau Bubon, die eine große Erfahrung darin hatte, die Zukunft aus den Linien der Hand vorauszusagen.

„Sie haben eine außerordentlich lange Lebenslinie", meinte sie, „und können gut und gern hundertzehn Jahre alt werden."

„Wirklich? Wie mich das freut. Und sie sehen gar nichts, was diese Langlebigkeit unterbrechen könnte?"

„Nicht das geringste."

„Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Versicherungen. Aber sehen Sie nicht zufällig eine Ehe oder eine Erbschaft?"

„Nein, aber wenn Sie sich gerne verheiraten möchten, dann kann ich Ihnen die Adresse einer Heiratsagentur geben. Die Sache wird streng vertraulich behandelt."

„Ich bin Ihnen für den guten Rat sehr verbunden, aber man soll die Dinge nie überstürzen. Was schulde ich Ihnen für Ihre Bemühungen?"

„Wären Sie einige Tage früher gekommen, so hätte ich es für vierzig Francs gemacht, aber seit gestern sind die Preise um vierzig Prozent aufgeschlagen. Das Leben ist nun mal so teuer."

Als Herr Rupe sich zurückzog, murmelte er:

„Und mein Leben ist mir noch hundertmal teurer geworden, seitdem ich es bedroht fühle."

Am folgenden Morgen ein neuer Brief:

„Euer Wohlgeboren!
Sie haben nur noch vier Tage zu leben."

„Das halt ich nicht mehr aus. Die Lust zu essen und zu trinken ist mir schon gänzlich abhanden gekommen. Wenn mir ein Nachsatz wenigstens das Lösegeld angäbe, das dieser elende Schurke von mir verlangt, um mich so lange leben zu lassen, bis ich hundertzehn Jahre alt bin."

Am nächsten Morgen erhielt Herr Rupe das tägliche Schreiben:

„Euer Wohlgeboren!
Sie haben nur noch zwei Tage zu leben."

Er protestierte heftig:

„Wie? Was? Das ist ja abscheulich! Er kennt kein Mitleid. Er raubt mir auch noch einen Tag, der freche Kerl! Gestern waren es vier, warum sollen es heute nur noch zwei sein? Da liegt ein Irrtum vor. Aber das lasse ich nicht auf sich beruhen..."

Am folgenden Morgen las Herr Rupe, der äußerst niedergeschlagen war, die gewohnten Worte:

„Euer Wohlgeboren!
Sie haben nur noch einen Tag zu leben."

„Schön, von morgen an mache ich niemand mehr auf. Mein Arsenal ist im Kampfzustand, und meine beiden Pistolen sind geladen. Er soll nur kommen, der Bursche, der sich das Recht anmaßt, mein Dasein zu vergiften."

Darauf verschlang er zwei Romane, sowie einen gewaltigen Apfelkuchen, den er sich von seiner Wirtschafterin hatte zubereiten lassen.

Es war der Abend vor dem entscheidenden Tag. Herr Rupe ging nicht schlafen und schlief ein. Um acht Uhr weckten ihn drei starke Schläge gegen die Tür.

„Wer ist da? Zu Hil..."

„Ihre Post, Herr Rupe."

„Stecken Sie sie durch die Tür durch."

Er nahm den verhängnisvollen Brief.

„Euer Wohlgeboren!

Sie haben nur noch eine Sekunde zu leben, bevor Sie die tödliche Sicherheit erworben haben, daß unsere neueste Erfindung, das Eiweiß zu Schnee zu schlagen, ein Wunderwerk der Technik ist. Genauigkeit und Genialität unseres Systems sind unübertrefflich. Der mäßige Preis ermöglicht auch dem bescheidensten Geldbeutel den Erwerb. Wegen Vorzeigung und Verkauf wende man sich an das Bureau in der Sternstraße 312."

Und auf dem Briefkopf stand noch mit fetten Lettern gedruckt:

„Die beste Reklame ist die, welche den Blick oder die Einbildungskraft am wirksamsten trifft."

Herr Rupe durchmaß seine Wohnung mit langen Schritten.

„Rasch, rasch, meinen Hut und meinen Stock!" schrie er. „Oh, dieser Schuft, der mir mit seiner widerlichen Reklame seit acht Tagen das Leben zur Hölle macht!"

Eine halbe Stunde später setzte ihn ein Auto vor dem Hause Sternstraße 312 ab. Er verlangte, zu dem erfinderischen Fabrikanten geführt zu werden.

„Guten Tag", sagte er mit einer Stimme, die eine berechtigte Erbitterung verriet. „Ich möchte Sie zu Ihrer geistreichen Reklame sowie zu Ihrer Erfindung, die ich nicht kenne, beglückwünschen. Gestatten Sie mir meinerseits, meinen Kleider-Klopf-Apparat an Ihnen auszuprobieren."

Und der Stock des Herrn Rupe sauste nur so auf seinen Henker nieder.

Selbstredend wurde er seinerseits durchgeprügelt und flog wie ein Ball aus dem Bureau heraus.

Als er zu Hause anlangte, stellte er fest, daß er ein blaues Auge und mehrere Beulen auf der Stirn hatte, aber das machte ihm weiter nichts aus. Im Gegenteil, er fühlte sich höchst erleichtert und murmelte lächelnd:

„Ach, wie schön ist es doch zu leben!"

(Berechtigte Uebersetzung von Dr. Ernst Levy.)

Frühlingsabend.

Nach einem Tag voll Licht und Glanz ist die Sonne am Untergehen. Nun steht ein leuchtend rotes Band am westlichen Himmel. Die Berge sind mit rosigem Schimmer übergossen.

Um ein weniges später verblaßt der letzte zarte Schimmer; die Farben erlöschen ringsum, und die Dämmerung kommt. Feine Schatten huschen über den See. Nur sein äußerstes Ende blinkt silbern, da, wo der Himmel hellfarbig überm Wasser steht. Die gelöste Erde entsendet ihren Duft, süß, herb, berauschend. Ein heimlicher Wind streicht kosend über das Gelände, durch die Blütenbäume. Da lösen sich viele weiße Blütenblätter, schweben gleich zierlichen Faltern, legen sich auf den Weg, auf Gras und geschlossene Blumen, welche am Tag golden leuchten wie der Löwenzahn oder lieblich und duftig sind wie das Wiesenschaumkraut.

Es beginnt eine Grille zu zirpen: zie, zie, zie ... Andere folgen. Wer da meint, sie sängen dasselbe Lied, der irrt. Sie singen vielleicht denselben Ton, doch wenn man hinhört, unterscheidet man verschiedene Rhythmen.

Ueber dem Feld, um Bäume und Häuser erwacht besonderes Leben. Maikäfer entfalten ihre Doppelflügel — die harten, schützenden und die feinen, durchsichtigen — surren und schwirren durch die Luft. Sie umkreisen seltene Laternen, stoßen die gepanzerten Köpfe an hartem Glas, prallen ab. Es gibt kleine, dumpfe Geräusche. Dann setzen sie ihren Flug fort und landen dick und schwer in weicher Dunkelheit.

Frühlingsabend! Menschen, die vor den Häusern sitzen und plaudern, verstummen. Sie alle, die Alten, deren Gedanken rückwärts strömen nach fernen Tagen, die vielen die mitten im Leben stehen, die ganz Jungen, die glückvoll das Morgen erwarten — alle sind gefangen vom Entzücken der Stunde.

Um die Berge wächst die Dunkelheit. Vom See ist jede Helligkeit gewichen. Die Nacht ist da. Am Himmel, über einer schmalen Wolkenbank, steht ein Stern. Im Verschwiegenen zirpt eine Grille: zie, zie, zie ...

A. D., Bern.

„Ich wandle nicht allein ...."

Ich wandle nicht allein,
Zu keiner, keiner Stunde:
Bei Mond- und Sonnenschein
Macht wer mit mir die Runde.

Ich mag mich frei ergehn
Auf Höhn und im Gebreite:
Es schreitet ungesehn
Ein Trüppchen mir zur Seite.

Und lieg' ich auch zu Haus,
Von tiefem Schlaf umfangen:
Ein Heer geht ein und aus
Und Hände nach mir langen.

Die Geister sind es, traun!
Von lang schon Abgeschiednen,
Den oft mit Lust und Graun
Empfangnen und Gemiednen!

Sie flattern um mich her
Und flüstern mir Vergangnes,
Der Eine trüb und schwer,
Ein Vöglein, ein gefangnes,

Der Andre süß und traut,
Mir tiefste Sehnsucht stillend,
Der Dritte überlaut,
Mit Reu' und Scham mich füllend. —

So schwärmen Schritt für Schritt
Die Geister um mein Leben,
Nur der ist ihrer quitt,
Dem alles ward vergeben.

Ich wandle nicht allein,
Zu keiner, keiner Stunde:
Bei Mond- und Sonnenschein
Macht wer mit mir die Runde.

Eugen Sutermeister.